

Heimatbund TÖGING

Beiträge zur Heimatgeschichte

RUDOLF ZEILER

Zur Hopfenernte in die Hallertau

Wer kennt sie nicht, die Hallertau, oder die Holledau, wie man in Alt-Bayern das Hopfenanbaugebiet um Pfaffenhofen a. d. Ilm, Wolnzach, Mainburg, Geisenfeld und Abensberg nennt? Rund fünfzig Kilometer nördlich von München prägt der Stangenwald vieler Hopfengärten das Bild dieser Landschaft. Die Hallertau ist damit ein unverwechselbarer Teil unserer bayerischen Heimat und gleichzeitig das bedeutendste Hopfenanbaugebiet in Deutschland.

Im Jahr 1954 durfte ich als Elfjähriger mit meiner Mutter erstmals in diesen Landstrich, um beim Hopfenzupfen zu helfen. In dieser Zeit war diese etwa dreiwöchige Tätigkeit alljährlich eine willkommene Gelegenheit, um ein paar Mark

zusätzlich zu verdienen. Bis in die Mitte der fünfziger Jahre kamen Ende August bis zu 140 000 Hopfenzupfer aus den umliegenden Regionen, aus dem Bayerischen Wald, sowie Stadtbewohner in die Hallertau, um bei der Ernte mitzuarbeiten. Auch in Töging gab es damals Mittelsleute, die Frau Kohlbeck und die Frau Weinberger, deren Aufgabe es war, eine bestimmte Anzahl von Frauen und Männer für einen Hopfenbauern anzuwerben. Die meisten Erntehelfer hatten sich allerdings bereits lange vorher für diese Tätigkeit angemeldet. Auch eine Anzahl Kinder war immer mit dabei, wenn diese lustige Gesellschaft mit einem Omnibus zum Bestimmungsort gebracht wurde. Manche fuhren auch mit dem Zug, und der Bauer holte sie am Bahnhof mit dem Traktor ab. Beim Anblick der ersten Hopfengärten, die zur Erntezeit wie mächtige grüne Quader wirken, wurden bereits lautstark Erinnerungen aus früheren Jahren aufgefrischt.

Unterkunft und Verpflegung hatten die Erntehelfer beim Bauern. Gewöhnlich war auf dem Scheunenboden Stroh aufgeschüttet und so ein großes Gemeinschaftslager geschaffen. Dieser Umstand trug mit dazu bei, dass gelegentlich angebandelt wurde und es sogar zu manch späteren Hochzeit kam. Das Verhältnis zwischen Hopfenbauern und Erntehelfern war von gegenseitigem Respekt geprägt, zumal viele der Frauen und Männer ihrem Bauern bereits seit Jahren die Treue hielten. Der Bauer schätzte die Arbeitskräfte, andererseits waren diese für eine angemessene Bezahlung und gute Kost durchaus dankbar.

Im Mittelpunkt aber stand die Arbeit im Hopfengarten. Der Arbeitstag begann nach einer meist oberflächlichen Morgentoilette und einem einfachen Frühstück bereits beim Morgengrauen. Mit einer langen Stange, an deren Ende ein Metallhaken angebracht war, holte der

»Stangler« die einzelnen Reben vom Laufdraht. Jetzt konnte die eigentliche Arbeit beginnen. Mit flinken Händen wurden die kleinen hellgrünen Fruchtzapfen von den Stengeln gezupft und in den Korb geworfen. Diese Arbeit war nichts für feine Hände, denn die rauen Blätter rissen nicht selten die Haut auf. Höchst ungemütlich war es an regnerischen Tagen, denn es bestand die Gefahr, dass die Hände wund wurden oder gar die Haut aufplatzen konnte. Der in den Dolden enthaltene Saft verursachte dann erhebliche Schmerzen.

War der Korb voll, wurde dieser vom Hopfenmeister in ein Metallgefäß von 60 Litern umgefüllt und dieses mit einer Holzlatte abgestrichen.



Bis in die Mitte der fünfziger Jahre kamen Ende August bis zu 140 000 Hopfenzupfer aus den umliegenden Regionen, um bei der Ernte mitzuarbeiten.

Nur wenn der Messbehälter eben voll war, war es ein Metzen und es gab die Blechmarke, die am Ende der Ernte in Geld eingewechselt wurde. Die Hopfenzupfer waren fleißige Leute, hatte doch jeder ein selbstgestecktes Tagesziel. Daneben standen sie, wenn auch nicht ausgesprochen,

in interner Konkurrenz zueinander. Durchschnittliche Hopfenzupfer brachten es pro Tag auf fünf bis acht Metzen. Besonders flinke Erntehelfer schafften bis zu zwölf Metzen, wobei das Ergebnis von der jeweiligen Größe der Dolden abhängig war. Natürlich wurde immer wieder

von Zupfern berichtet, die eine geradezu traumhafte Zahl von Metzen schafften, aber solche Erzählungen sowie irgendwelche amouröse Geschichten aus früheren Jahren gehörten zum Tagesgespräch und waren nicht unbedingt ernst zu nehmen.

Zumindest von den vielen Erzählungen wurde mir bewusst, dass die gewöhnlich im Hopfengarten eingenommene Mittagsmahlzeit recht unterschiedlich sein konnte. Unsere Bäuerin war eine gute Köchin, denn es gab täglich eine kräftige Hausmannskost. Sie wusste sicher auch um das Wechselspiel einer nahrhaften Mahlzeit und der daraus resultierenden Leistung der Hopfenzupfer. Die aber waren keineswegs verwöhnt, denn daheim wurde das aufgetischt, was ein gewöhnlich geringes Einkommen zuließ. Die Männer schätzten es sehr, dass der damals übliche Scheps, ein dünnes Erntebier, nicht zur Geltung kam und stattdessen »a gscheits Bier« ausgeschenkt wurde. Wir Kinder wussten dagegen ein Kracherl als Durstlöcher zu schätzen.

Je näher allerdings das Ende der Erntezeit rückte, um so mehr wurde mit Vorfreude vom abschließenden Hopfenmahl gesprochen. »Bua, da konnst essn bis di zreibst«, erklärte mir damals eine Frau, die es wissen musste. Genüsslich wurde dann aufgezählt, was beim feucht-fröhlichen

Abschlussfest auf den Tisch kommt: »A foasts Schweiners mit Knödl und Kraut, dann Küachen und für die Weiberleut a guada Kaffee.« So ein Essen hatte damals noch einen besonderen Stellenwert.

Am letzten Erntetag wurden die Gespanne geschmückt und mit Gesang und Lärminstrumenten ging es zurück auf den Hof. Jetzt wurde für die erarbeiteten Blechmarken der vorher vereinbarte Lohn ausbezahlt. Um 1954 waren dies rund 1,50 Mark für einen Metzen. Nebenbei bemerkt: Auch am Sonntag wurde gearbeitet. Die vielen Arbeitsstunden spielten dagegen keine Rolle, vielmehr waren sie die Voraussetzung für einen Pflückerlohn von rund 200 Mark, was in etwa einem monatlichen Durchschnittsverdienst entsprach. Immerhin kostete in dieser Zeit ein Kühlschrank rund 500 Mark.



Hopfendolden

Mit einer gemeinsamen kalorienreichen Mahlzeit und viel Bier klangen die arbeitsreichen Tage aus. Für uns Kinder war es eine abwechslungsreiche und lustige Zeit.

Damals ahnte jedoch keiner der Hopfenzupfer, dass diese Arbeit, wie sie in der Hallertau bereits seit dem 8. Jahrhundert verrichtet wurde, vor einem revolutionären Umschwung steht. Denn bereits in den nachfolgenden Jahren wurden zunehmend die Erntehelfer von mächtigen Pflückmaschinen abgelöst. Heute reichen wenige Arbeitskräfte, um die Reben von den Drähten zu lösen und sie in die Scheune zu bringen. Dort übernimmt der »stählerne Hopfenzupfer« die weitere Arbeit. Säublich trennt die Maschine die Hopfendolden von den Stengeln und Blättern. Über ein Förderband gelangen die Fruchtzapfen in die bereitstehenden Säcke. Doch inzwischen entsprechen auch diese »Erntehelfer« nicht mehr dem neuesten Stand der Technik. Mehr und mehr sieht man fahrbare Pflückmaschinen, mit denen die Arbeit bereits im Hopfengarten erledigt wird.

Mit dem Einzug der Maschinen ging wie auch in anderen Bereichen der Landwirtschaft ein Abschnitt zu Ende, der von schwerer Arbeit, aber auch von einer gewissen Hopfenzupfer-Romantik geprägt war. Der Verfasser dieser Zeilen denkt deshalb mit Freude, aber auch mit einer Portion Wehmut an diese Zeit, die unwiderruflich der Geschichte angehört.